

Der blonde Bub

Autor(en): **Baltinester, Wilhelmine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 37

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

— „Das erste Mal im dreißigjährigen Kriege. Der Turm brannte lichterloh, die Glocke stürzte und zerbrach. Und nochmals später geschah dasselbe. Und 1914 dann hat man die beiden andern eingegossen, hier ist der Ersatz. Die alte Glocke aber wurde nicht angerührt.“ Er schlägt sie an.

Der Ton schwingt immer noch durch die hallenden Räume, während ich um viele Wendeltreppen höher ein oberes Geßäß erreiche und mit Herzklopfen nach der Dachlufe laufe. Ich werde von hier ja die ganze Stadt sehen, ihre Teiche, die neuen Siedlungen unter den hohen Weidenbäumen. Und das Meer!

Der Anblick ist keine Photographie in einer Bahnhofshalle, sondern duftige, dunstige, bewegte Wirklichkeit mit fernem und schwachen Geräuschen. Es gibt keinen Vergleich mit schönen Städten des südlichen Mitteleuropa. Vergleichen wäre schade. Oder genügt denn zu einer Uebereinstimmung mit Genf, daß See und Meer überall grün sind; — dunkel, matt, graugrün hier im hohen Norden, oder Smaragd oder Beryll am Léman? Die Atmosphäre ist hier weniger leuchtend und weich, die Schatten sind weniger abgegrenzt. Alles wurde grauer und herber, und lassen wir dem Grauen und Herben seine Schönheit. Sie ist eine andere als in unsern Zonen, sie ist nicht „weniger“. Mir kommt es gar vor, — lächerliche Vorstellung, — als sei das Wasser hier mehr gewaschen als in unsern Seen, weil es schwerer und wogender geht. Die Spätsommersonne vermag es nicht stark aufzuhellen.

Weit geht die ungehemmte Sicht über den kleinen Hafen hinaus, den Fischereihafen, den Flotthafen, den Industriehafen. Seeleute füllen in der frühen Dämmerung einen mächtigen Schiffsraum mit irgend etwas, ich kann es von hier aus erkennen. Was es ist, weiß ich nicht. Wohl Gerste. Vom weiter zurückliegenden Handelshaus läuft man herbei und hin und her. Ich werde an niederländische Meisterwerke erinnert. Unzweifelhaft muß viel los sein. Die Sache muß ich mir aus der Nähe ansehen. Ich muß diese Menschen von nah beobachten, muß wissen, wie sie hantieren, über die großen Schiffshafen springen, wohl auch fluchen wie sich's ziemt. Und die Jungen in der Brotfrucht, — mir scheint, es springen dort Buben ins Korn, — was die wohl für Füße haben? —

Trotz diesen interessanten und anspornenden Erwartungen ist die Trennung vom Turmausblick nicht so einfach. Ganz weit zurück liegt die Trauminsel von Hiddensee. „Und was ist denn die nahe Nachbarschaft dort, der grüne Streifen über dem Dach der Nikolaikirche?“ will ich noch wissen. „Da sehen Sie nun schon Rügen.“ — „Und so nah!“ — „Ganz nahe. Sehen Sie die Fähre jetzt über dem Strelasund? Sie geht nach Rügen.“ Nun will ich aber doch sofort zum Hafen hinunter.

Der Rückweg scheint mir fast noch unsicherer als der Aufstieg. Für die ganze Finsternis muß eine brave kleine Taschenlampe ausreichen. Bei jeder Luke mache ich noch Halt. Ein Gürtel von Grün umgibt die seltsame Stadt, die stille, — kriegsgewohnte Ostseestadt. Ganz schmale, langgestreckte Parkanlagen verbinden den Stralsund von allen Seiten her mit dem Festland, grüne Arme. Und zwischen Bäumen und Brücken liegen die Stadtteiche. Ich vermag Schwäne zu erkennen.

Zum Hafen:

Nun gehe ich zwischen den schönsten Teichen und den weißesten Schwänen, die ich mir je erträumte. Die Tiere halten sich im Schilf verborgen oder rudern voll Ruhe hinaus. Man könnte geradezu glauben, daß Teiche und Tiere, Wiesen und Bäume keiner Pflege bedürften, so selbstverständlich ist all diese ernste Anmut. Kaum auszudenken, daß Stralsund verarmt ist wie jede deutsche Stadt, und Elend birgt wie jede andere.

Der Weg zum Hafen führt am Katharinenkloster vor-

bei, dem Heimatmuseum Neupommerns und Rügens. Es ist geschlossen, die Stadt kann es nicht mehr unterhalten; aber ein ehrwürdiger, neunzigjähriger Pförtner öffnet uns doch wenigstens den hochgewölbten „Remter“, das gotische Refektorium. Hier sage ich meinem gütigen Führer Lebewohl, und er verspricht halb und halb, — „Sie wissen, die Lage ist ernst“, ... nächstes Jahr doch noch einmal seine liebe Frau aufs Schänzli zu bringen. Der Weiterweg läßt sich leicht finden. Das Tram fährt ja fast nur diese eine Straße Bahnhof-Hafen. So einfach angelegt ist die Meerstadt. Ich will lieber gehen, es hat mehr Reiz. Die Zeitlosigkeit dieser Gassen ist beinahe drückend.

Nun mag es gegen sechs Uhr sein, und es dämmt schon; die Dämmerung des Nordens ist langsam. Ja, sie laden am Strand Gerste in das Schiff, Frucht zu Gerstenbrot. Sie pumpen das Getreide aus der Kornkammer eines zurückliegenden Handelshauses durch einen Hebel zum Schiff hin. Das geht über den ganzen Strandplatz. Man könnte es auch unterirdisch pumpen und dann heraussaugen, sagt mir ein Zuschauer. Buben springen in die Frucht, hüpfen darin herum. Ueber ihre Füßchen mag ich nichts aussagen. Ich denke nur noch daran, wie die Kinder immer aufpassen mußten, daß sie Boden unter den Füßen spürten. Es kam schon vor, daß Menschen versanken und erstickt waren, bevor man sie herausgrub. Die Buben schreien einander zu. Schutzleute und Zollwächter promenieren und sind gar nicht giftig. Die Frau eines Schiffers heißt mich aufpassen, wenn der Zug für Rügen ins Trajektschiff einfährt. „Waren Sie noch niemals drüben?“ — „Ich fahre morgen hin“, sage ich bestimmt. „Gute Fahrt denn!“

Ich wandere dem Strand entlang, bis es ganz finster wird. Verweile hier und dort und lasse die Nacht völlig einbrechen. Morgen fahre ich nach Rügen. G. Egger.

Der blonde Bub. Von Wilhelmine Baltinester.

Ein Schweizerhäuschen. Oben prangt in weißen Buchstaben: Familienpension. Spätsommer durchglüht das kühle Zartlila der Herbstzeitlosen, die wie Kerzen aus allen Wiesen des Bergdorfes hervorschießen. In einem Winkel des braunen Balkons, der das ganze Haus umzieht, hockt auf einem Schemel ein schwarzhaariges, schwarzäugiges, braunhäutiges kleines Mädel und wiegt eine Puppe. Eben erst sind sie angekommen. Das Fräulein packt im Zimmer drinnen den großen Koffer aus. Die Puppe ist sehr krank. Sie hat sich auf der langen Reise den Magen verdorben und braucht Umschläge. Es macht nichts, daß man sie ihr aufs Herz legt, in der Meinung, dort sei der Magen. Umschläge sind für alles gut, auch fürs Herz.

In der Balkontür des Nachbarzimmers erscheint etwas Blondes. Etwas so schön Blondes, etwas so vollkommen Blondes hat Margrit noch nie gesehen. Denn Margrit ist aus Ungarn, wo es zumeist dunkle Haare gibt und Rirschenaugen und braune Haut. Aber der blonde Bub ist nicht aus Ungarn, und er spricht sie gleich deutsch an. Es ist gut, daß Margrit ein deutsches Fräulein hat, so kann sie antworten; denn es wäre sehr schade, wenn sie nicht zu ihm sprechen könnte, da er doch so schön ist und von einer ihr so fremdartig erscheinenden stolzen Lieblichkeit.

„Wie heißt du?“ fragt Margrit.

„Hans.“

„Hanzzz“, sagt sie verträumt und richtet ihre schwarzen Augen auf ihn, als täte sich der Himmel vor ihr auf.

„Was hast du da?“ fragt der blonde Bub.

„Die Puppe. Sie ist krank.“

„Aber, das ist doch gar keine Puppe! Das ist nur ein häßliches Bündel! Mit so etwas möchte ich nie spielen!“

Klein-Margrit sieht ihn erschrocken an, wie eine Mutter, deren liebstes Kind man unschön nennt, und trampft

die kleinen braunen Hände fester um das, was ihrem winzigen Herzen bisher am nächsten stand. „Das ist aber doch eine sehr schöne Puppe!“ sagt sie weinerlich.

„Aber nein! Nur ein häßliches Bündel!“ beharrt der Bub.

„Schau sie dir doch an!“ sagt Klein-Margrit und steht vom Schemel auf, um ihm die Puppe hinüberzubringen. Der blonde Bub steht breitbeinig und wartet, daß sie sie ihm herzuträgt. Oh, er hat etwas Pashaartiges an sich. Und wie sie so an ihn herankommt, sieht sie bewundernd, daß er um ein ganzes Stück größer ist als sie.

„Wie alt bist du?“ kispelt sie.

„Schon sechs Jahre!“

„Das ist viel“, sagt sie und schüttelt ihren kleinen Kopf, als sei er von Weisheit ganz schwer.

„Und du?“ fragt er.

Margrit wird ganz rot unter ihrer braunen Haut. Ja, das Fräulein hat recht. Das Fräulein hat ihr schon so oft vorgefagt, wie alt sie ist, aber sie kann es sich nicht merken. Sie kann sich nur merken, wen sie lieb hat und wen nicht.

„Du weißt nicht einmal, wie alt du bist?“ Der Bub verzieht spöttisch den feinen Mund.

„Ich hab's nur vergessen! Vorhin habe ich es bestimmt noch gewußt!“ stammelt sie.

Sie schweigen. Der blonde Bub findet des kleine Mädchen eigentlich langweilig. Aber er möchte ihr doch gern zeigen, was er kann, und so beginnt er auf dem Balkongeländer zu turnen. Da kommt aus dem Zimmer eine Dame, die bestimmt seine Mama ist, und zerrt ihn blißschnell hinter und knallt ihm hinten eine drauf. Klein-Margrit wird ganz stumm vor Schreck, daß dieser herrliche blonde Bub überhaupt geschlagen werden darf. Aber er weint nicht, während er das strenge Donnerwetter anhört, dem zu entnehmen ist, daß ihm solche Kletterübungen bereits öfters verboten wurden. Die Mama verschwindet wieder. Der blonde Bub dreht Margrit den Rücken zu und trotz. Warum ist er böse auf sie? Sie hat ihm doch nichts getan? Im Gegenteil; am liebsten hätte sie sich vorhin von der fremden Mama schlagen lassen, um es von ihm abzuhalten. „Du!“ sagte sie und sieht bittend seinen Rücken an. Aber er beachtet sie nicht. Da leuchtet es wie eine köstliche Eingebung über das zärtliche dunkle Gesichtlein. Sie weiß, was er braucht, trippelt geschäftig hin und legt ihm den Umschlag, den sie ihrer kranken Puppe weggenommen hat, auf die Stelle, die vielleicht schmerzt. Aber da fährt er wütend herum und funktelt sie an, und sie steht ganz verstört und kommt sich wie eine sehr große Sünderin vor. „Ich hab' dir bloß einen Umschlag machen wollen!“ sagt sie verzagt.

„Du bist ein dummes Mädchen!“ Er wendet sich ab und geht ins Zimmer. Sie bleibt allein und ist sehr traurig. Mit doppeltem Eifer nimmt sie ihre Puppe auf und preßt sie an ihr kleines Herz, in dem noch alles schlummert, was einst feurig und in wunderbarer Kraft erwachen wird. Ihr Fräulein kommt auf den Balkon. Und Margrit bittet mit ihrer süßen Stimme: „Fräulein, kannst du meiner Puppe nicht blondes Haar anpicken? Und kannst du sie nicht schöner machen?“

„Ja, ja, später. Jetzt komm' zum Essen herein.“

Das ist immer so eine langweilige und mühselige Sache. Aber zuletzt bekommt man einen Bonbon, weil man den Spinat ganz aufgegessen hat. Mit dem Bonbon geht man auf den Balkon hinaus — ganz leise, auf den Zehenspitzen — und legt ihn auf die breite Brüstung, genau vor die Tür, hinter der der blonde Bub wohnt. Und dann sitzt man in seiner Ecke und wartet und schaut sich die Augen aus dem Kopfe oder eigentlich aus dem Herzen. Da kommt er! Er ist jetzt anders angezogen. Wie schön er ist ... Der blonde Bub sieht den Bonbon und tut, als sähe er weder ihn noch die Kleine.

„Ist du auch gern Bonbons?“ fragt sie vom Schemel aus, während sie mit der scheuen Demut einer Magd zu ihm aufblickt.

Jetzt erst bemerkt er sie. „Na ja, manchmal!“ sagt er großartig.

„Dort liegt einer!“ sagt Klein-Margrit strahlend.

Der Bub schaut hin; seine kleine Zungenspitze fährt über seine Lippen. „Danke, nein“, sagt er. „Ich darf nichts von Fremden nehmen.“

„Aber von mir doch!“ sagt Margrit und sieht ihn betroffen an. Ist er denn ein Fremder für sie, und ist sie eine fremde für ihn? Eine halbe Stunde ist viel für ein Klein-Mädchen-Herz, Zeit genug, einem so schönen blonden Buben eine Heimat in diesem Herzen zu geben. „Schau“, sagt sie weich, „ist ihn nur! Er ist so gut, und drinnen ist er rosa!“

Wieder fährt die Zungenspitze über die Lippen, und schließlich ist der Bub den Bonbon.

„Wenn du willst, hole ich noch einen von Fräulein!“ sagt sie unterwürfig.

„Nein, meine Mama hat selbst Bonbons!“

Margrit bleibt sitzen. Es ist so schwer, sein Herz zu gewinnen. Er betrachtet sie eingehender. „Warum bist du so schwarz?“ fragt er.

Da lacht sie ihn mit all ihren winzigen Zähnen an. „Und warum bist du so weiß?“

Da muß er auch lachen, und jetzt taut er auf und holt seine selbstfahrende Eisenbahn auf den Balkon hinaus, um sie Margrit zu erklären. Bewundernd sieht sie zu, wie er die blitzenden Schienenstränge legt, die Lokomotive andreht, wie alles läuft und wie ernst er daneben kniet und erklärt. Viel mehr als die Lokomotive bewundert sie ihn. „Aus den Fenstern schauen Leute! Wirkliche Leute!“ sagt er stolz.

„Ja, ja“, haucht Klein-Margrit, die Augen ganz wo anders, und zwar auf dem sonnigen Blond seines Haares.

„Jetzt soll der Zug jemand überfahren!“ sagt er.

„Wich?“ fragt sie bereitwillig.

„Aber du bist doch zu groß! Gib deine Puppe her!“

„Tut ihr das nicht weh?“

„Natürlich tut es ihr weh. Ueberfahren werden tut immer weh. Weißt du das nicht? Hat dir das deine Mama nicht gesagt?“

Ja. Klein-Margrit glaubt, sich zu erinnern, daß es ihr einmal gesagt wurde. „Aber die arme Puppe!“ sagt sie. „Bring' sie endlich her!“ befiehlt er.

Sie zögert.

Da kommt seine Mama heraus. „Hans! Hast du mir wieder im Koffer herumgewühlt? Schnell, komm' herein! Es ist höchste Zeit.“

„Mußt du jetzt spazieren gehen?“ fragt Margrit traurig.

„O nein, wir fahren fort. Mit der wirklichen Eisenbahn! Wir fahren schon nach Hause.“

Sie steht und schaut ihn an, als versänke er vor ihren Augen in einen Abgrund. „Ganz nach Hause? Für immer? Und du kommst nie mehr zurück?“ fragt sie.

„Nie mehr! Ich gehe in die Schule, wenn ich nach Hause komme! Die Schule fängt doch an!“ sagt er großartig.

Da rennt Margrit und holt ihre Puppe. „Da hast du!“ sagt sie atemlos und preßt sie ihm in die Hand.

„Hans!“ ruft drinnen im Zimmer die fremde Mama.

„Gleich, Mutti! Ich muß die Puppe nur noch ein bißchen überfahren!“

Aber da kommt die Mama, sagt etwas von „keine Zeit“ und „ganz verspieltes Kind“ und packt alles zusammen, den blonden Buben, die Schienenstränge, die Eisenbahn. Nur die Puppe bleibt liegen. Margrit steht und starrt auf den Boden, der ohne den blonden Buben plötzlich so leer

ist, so bitter leer. Drinnen im Zimmer, in das sie sich nicht hineingewagt, haftet man umher. Dann schlägt eine Tür zu. Etwas in Klein-Margrits Brust klopft so stark.

„Hanzzz! Hanzzz!“ schreit sie mit erstickter Stimme.

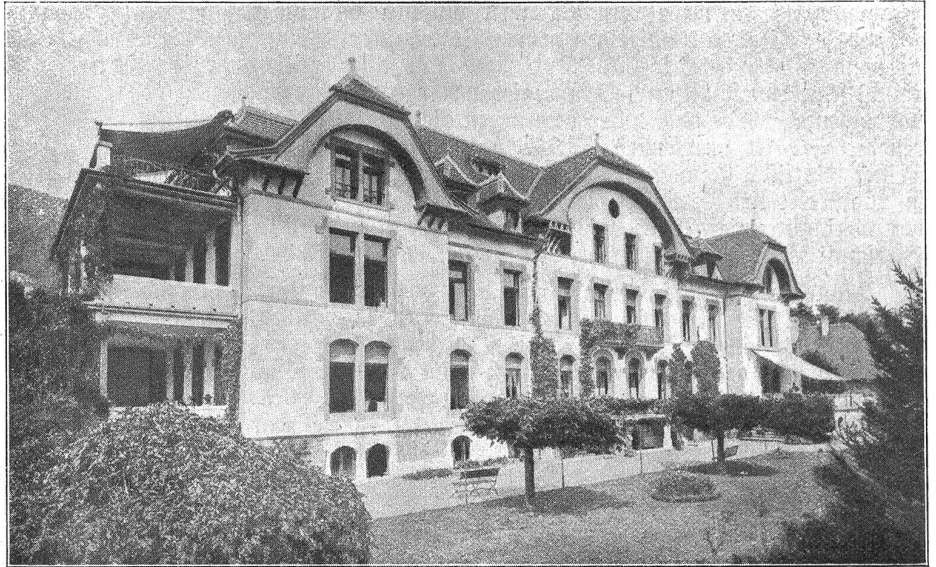
Aber es ist ganz still.

Ihr Fräulein kommt aus dem Zimmer, das sie bewohnen. „Was ist denn los, Margrit?“

Da wirft sie sich an des Fräuleins Knie und weint laut, wild, verzweifelt in den rauhen Bodenrock hinein.

„Aber Margrit! Was hast du denn? Hast du dir wegetan?“ Das Fräulein versucht, den kleinen Körper von sich loszumachen, um in das Gesicht sehen zu können. Aber Margrit krallt sich fest und weit und weint...

Was Margrit hat? Sie hat ihre allererste Liebe zu überwinden.



Asyl Mon Repos am Bielersee.

Mon Repos, ein Gottesgnad-Asyl am Bielersee.

Das Wort an den Unheilbaren geht von der Kirche aus. Zu einer Zeit, da der Gedanke der kirchlichen Liebestätigkeit noch nahezu unbekannt war, regte Herr Pfarrer Gottfried Friedrich Oshenbein an, Asyl zu schaffen, die Unheilbaren ein bleibendes Heim sein sollten, und zwar faßte er in überaus weitsichtiger Art ins Auge, in jedem Landesteile solche Stätten zu schaffen. Dies war vor etwas mehr als 50 Jahren. Wer hätte damals gedacht, daß dieser Plan solch gute Früchte tragen werde, daß überall wahre Paläste entstanden sind, die Hunderte von Unheilbaren, selbst Kinder, beherbergen und Krankenhäuser bilden, die mit dem neuesten Komfort ausgestattet sind. Einem solch großen Bedürfnis entsprechen diese Asyls, daß sehr viele Anfragen wegen Platzmangel auf später vertröstet werden müssen.

Auch der Bielersee besitzt ein Gottesgnad-Asyl in dem Asyl Mon Repos, das 1906 in Neuveville, inmitten einer prachtvollen Rebenlandschaft, errichtet wurde. Es war die kirchliche Synode, die nach einem Referat des Schulinspektors A. Gnam von Corgémont den Entschluß zu diesem Asyl faßte und die Wege zu dessen Schaffung einleitete. In kurzem wurde auf dem Subskriptionswege die Summe von Fr. 20,000 beigebracht; in kurzer Zeit stieg diese Summe auf Fr. 37,000. Bereits in den ersten Wochen seines Bestehens zählte das Asyl über dreißig Kranke, sämtliche aus dem Jura stammend. Diese Zahl vergrößerte sich in kurzem derart, daß bereits Schwierigkeiten für deren Unterbringung eintraten. So mußte man denn bald an eine wesentliche Vergrößerung herangehen, die sich gleichzeitig auf Vervollkommnungen der Einrichtungen erstreckte. Jedes Jahr stieg die Zahl der Pfleglinge, und im Jahre 1928 wurde die Zahl 131 erreicht. Von 1906—1931 wurden 830 Kranke verpflegt. Stets machten Frauen die doppelte Zahl der Gäste aus. Seit dem Jahr 1908 wurden auch junge Leute und Kinder aufgenommen. Gelähmte, blinde, tuberkulöse Kinder finden nicht nur Pflege, sondern auch Erziehung, Unterricht und eine unendliche Fülle von Liebe.

Wie anderwärts ebenfalls, ist das Gottesgnad-Asyl der Bevölkerung der ganzen Umgebung ans Herz gewachsen. Gelangs- und Musikchöre machen Besuche, um mit ihren

Darbietungen den Kranken einige Erholungsstunden zu schaffen; von Zeit zu Zeit werden die Pfleglinge in Automobilen zu einer Spazierfahrt abgeholt. Die Weihnachtsfeiern sind durch die Freunde und Gönner des Asyls noch jedes Jahr besonders schön gestaltet worden. Ein Frauenkomitee hat seit Jahren eine große Arbeit auf sich genommen, indem es nach Kräften trachtet, den Insassen das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten.

Die Pflege der Kranken obliegt den Diaconissen von St. Loup. Vor einigen Jahren verstarb die langjährige Oberin Alice v. Büren, die die ersten Kranken empfang und während 17 Jahren Monrepos leitete. Gottesgnad in Neuveville durfte stets zahlreiche Gönner zählen, die seiner Entwicklung treu zur Seite standen. H. C.

Rundschau.

Kubanische Revolte.

Im spanischen Tochterlande Kuba vollziehen sich die Ereignisse ähnlich wie in Spanien selbst, trotzdem das Land unter Kontrolle der U. S. A. steht. Temperamentsgleichheit, ähnliche soziale und kulturelle Schichtung — wer weiß, was den Ausschlag gibt!

Kuba steht seit einer Woche hart an der Grenze einer linksradikalen Herrschaft, die man vielleicht bolschewistisch nennen dürfte, wären nicht Neger, Halbblütler und andere nicht rein kreolische Elemente, sondern fanatische russische Intellektuelle an der Leitung. Die Armee machte mit der Organisation M. B. C., welche Machado gestürzt, gemeinsame Sache, setzte die Offiziere zum Teil gefangen, drängte sie zur andern Hälfte irgendwo in eine Verteidigungsstellung, zwang die Regierung Cespedes zur Abdankung und setzte eine provisorische Leitung ein, deren Titel nicht fest steht, und deren Zusammensetzung man kaum kennt. Der Name eines Wachtmeisters Battista wurde genannt. Es verlautete, die Präsidentschaft würde aufgehoben. Es hieß auch, die Armee werde sich neue Leiter geben, jedoch auf die frühern, Machado ergeben gewesenen Befehlshaber vom Leutnant aufwärts verzichten.

Aber Kuba leidet Hunger, und mit einer hungrigen Insel ist schwierig, Experimente zu machen. Und